



Feierabend



Zustizmord.

Auch eine Kriminalnovelle von Hans Kaynard.

1.

Mitten in seiner glänzend aufgebauten Rede, die scharfsinnig-spitzfindig Glied an Glied reihte zu einer unzerreißbaren Kette, warf der Staatsanwalt einen Blick auf die Uhr über der Tür zum Beratungszimmer. Und die Braue über dem rechten, vom Monokeltragen verzerrten Auge schob sich unmerklich hoch... Donnerwetter! er mußte ja Schluss machen, wenn er noch zur rechten Zeit zu Eva kommen wollte... zu der süßen, bezaubernden Eva mit den schlanken, raffigen Beinen und dem geradezu perverts entzückenden Strahlenleibe!

Das kam davon, wenn man so gut sprach! Wenn man den Leuten zeigen wollte, wie tief man in die Materie eingedrungen sei! Wenn man seine fabelhafte Kombinationsgabe spielen ließ und die Indizienbeweise mit der Prägnanz eines Menschen aufbaute, der alles so genau zu entwickeln vermochte, als wäre er dabei gewesen!

Da vergaß man sich, die Zeit und das Objekt... ah! und das Objekt da drüben auch, das wie ein Häufchen Unglück in der Auflagebank saß und natürlich von nichts mehr was wissen wollte!

Mit einer merkwürdig raschen, verblüffenden Wendung steuerte der Staatsanwalt dem Ende seines Plädoyers zu:

„Also meine Herren Geschworenen, nach all dem, was sich aus dieser Zusammenstellung von Ereignissen und Beweisen ergibt, besteht wohl nicht der geringste Zweifel an der Täterschaft des Angeklagten... daß er leugnet, hartnäckig leugnet, ist mir geeignet, den Eindrud des moralisch vollständig Verkommenen, des unverbesserlich Verderbten, den das ganze Verhalten des Angeklagten macht, noch zu verstärken! Jede Milde, jede Rücksichtnahme wäre hier Verbrechen! Der Angeklagte ist der Mörder jenes armen, unschuldigen...“

Herrgott! gleich fünf! Eva, der Mader, wird ungnädig wenn sie warten muß!

... Mädchen, das sich ihm vertrauensvoll gab. So gemein, so niedrig, so verabscheuungswürdig seine Tat war, so rücksichtslos muß sie auch bestraft werden! Ich erkenne auf Mord und beantrage gegen den Angeklagten die Verurteilung zum Tode!“

Der Angeklagte fuhr mit einem unartikulierten Laut hoch, starrte mit aufgerissenen, entsetzten Augen auf den Staatsanwalt, hob die Hand, als wolle er mit letzter Kraft einen Schlag abwehren, und sank haltlos wieder auf die Bank zurück.

2.

Die Minuten krochen über ihn und bohren tausend glühende Nadeln in sein Fleisch, in seine Seele. Sie brannten qualvolle Male in sein Herz und ließen es aufzuden in namenlosem Schmerz.

Die letzte Nacht!

Wenn sie zu Ende ging, war's auch mit seinem Leben vorbei! Wenn der Dämmerung erstes Frühleuchten das Dunkel bannte, dann kamen sie und holten ihn!

Lange hatte er gefesselt, den bleichen, zernerzten, zervühlten Kopf in die in verhaltenem Fieberglut bebenden Hände gestützt. Dieser Gedanke aber peitschte ihn hoch, trieb ihn in der Zelle hin und her... fünf Schritte hin... fünf Schritte her... immer hin und her...

In seinen Schläfen hämmerte das Blut in rasendem Pulsen. Sein Herz ta' wild-erregte Schläge, seine Nägel gruben sich ins Fleisch seiner Handflächen.

Nein, nein! das durfte nicht das Ende sein! Jemand etwas mußte geschehen, das ihn aus seiner Qual befreite! Ein Wunder...

Ein Wunder.

Er stöhnte auf. In seinen Augen glomm ein Wahn auf. Das war doch gar nicht möglich, daß man einen Menschen zum Nichts bloß schleppte, der nichts getan hatte. Nur weil der Schein gegen ihn war!

Mit zitternden Händen nahm er eine Zigarette, warf sie weg, nachdem er ein paar Züge getan.

Es war, als müsse die Angst, das Grauen vor dem Kommenden seine Brust zersprengen. Wieder lief er auf und ab. blieb stehen. Starrte auf das schwarze Loch, das bald den Morgen verkünden mußte. Sant auf den Schemel. Sprang auf und ballte plötzlich die Hände zu Fäusten und schrie in aufschäumender Wut: „Laßt mich herank! Ich bin unschuldig!“

Brach jäh ab. Erschreckend vor seiner eigenen Stimme, die so seltsam heiser klang.

So, als wäre sie ohne Kraft. Und sah wieder lange... lange, wie erstarrt, erstorben...

Da huschte es über ihn in leisen Schattent. Der Morgen graute. Er sah es und konnte sich nicht rühren. Hob den Kopf. Horchte. Zitterte auf...

Sie kamen!

Erhob sich mit bleischweren Gliedern, kroch in die hinterste Ecke und sah mit entsetzten Augen auf die Tür...

„Kommen Sie!“

Er duckte sich in sich zusammen. Sie rissen ihn hoch. Mit brutalem Griff.

„Ich will nicht!“ brüllte er angstzerüttelt. „Ich bin unschuldig!“ Brach in die Knie. Da packten sie ihn und schleppten ihn hinaus.

3.

Der Staatsanwalt hastete, jagte die Stufen hinauf. Arg verspätet hatte er sich. Fast die Zeit verschlafen.

Kein Wunder... er wußte nicht mehr, wann er sich aus Evas weichen weißen Armen losgerissen, wann seine Hände sich endlich von den süßen Formen ihres Strahlenleibes zwangen... sehr spät war jedenfalls!

So spät, daß er heute früh fast die Hinrichtung veräumt hatte.

Ihn fröstelte. Er hatte nicht ausgeschlafen.

Dann mußte er doch in Gedanken lächeln. Ihm war, als fühlte er auf seinem Munde noch den wilden, blutausweisenden, rasend machenden Kuß ihrer Lippen!

Mit diesem Lächeln betrat er den Hinrichtungsaal...

4.

Der Nachtdienst war gerade etwas eingenickt. Während seine Kollegen die letzte Runde machten. Da quarrte das Tislerbän. Er gähnte. Nahm den Hörer mignützig in die Hand. So früh schon... es war zum Lachen!

Eine furchtbar aufgeregte Stimme. Was war denn los? Im saß der Schlaf noch im Genick.

„Hier hundertzweites Polizeirevier! Hören Sie... eben meldet sich hier auf der“

Wach: ein Mann . . . in entsetzlichem Zustande . . . sagt, heute morgen soll sein Freund hingerichtet werden . . . der Kowalla . . . Kowalla wäre unschuldig . . . er selbst ist der Mörder . . . er hat das Mordel getötet . . . nicht der Kowalla . . . hören Sie?

Der Schlaf war weg.
„Ja, ja . . . aber das ist doch nicht möglich!“

„Doch . . . er hat ein ausführliches Geständnis abgelegt . . . die Hinrichtung darf nicht stattfinden!“

Ein Blick auf die Uhr. Der Hörer poltert auf den Tisch.
Eine Minute . . .

5.
Ein Mann jagt, hastet, stürmt den Gang entlang, die Treppe hinauf. Mit aufgeregten Zügen, Pustend, Stolpernd. Fällt. Springt auf. Kennt weiter.

Hält sich am Geländer. Luft schöpfen. Strafft sich. Weiter! Die Sekunde kann gerade verhängnisvoll sein!

Erreicht die Tür.
Reißt sie auf. Poltert herein.
Schreit atemlos.

„Halt! Kowalla ist unschuldig! Der wirkliche Mörder ist eben verhaft . . .“
Bricht jäh ab.

Der Staatsanwalt hatte sich jäh umgewandt und den Blick festgehalten . . .

Ein Knuff . . . und daneben . . . ein Kopf . . .
Der Staatsanwalt ist eine Sekunde lang totenbleich. Hastet sich schnell, zuckt mit einer Geste des Bedauerns die Achseln. Und geht schnell.

Toten kann man nicht mehr helfen . . .

6.
Bei der nächsten Gelegenheit wird derselbe Staatsanwalt mit derselben „kombinatorisch unschlagbaren Sicherheit“ aus Fingerringen ein Todesurteil formen.

Kraft seines Amtes und seines durch nichts zu erschütternden Unerschütterlichkeitswahns!

Mutter.

Mutter, bitte, ist das große Loch in meiner grünen Hose! —
Mutti, mal' mir eine Frau.
Aber richtig, ganz genau,
Feines Kleid und Hut und Schuh'
Und nun einen Mann dazu. —
Schreibt man Herd mit einem e?
Mittel, ach, mein Kopf tut weh,
Und mein Hals, du mußt mal gucken,
Ich kann gar nicht richtig schlucken. —
„Beide Handchen reich' ich dir.“ —
Mutter, solchen Hunger! Bitte
Eine riesengroße Schnitte! —
Muttchen, kannst du nicht die schweren Wörter fix mal überhören?
Kündigst du mir die Höschen an.
Mutti, weil ich's doch nicht kann.
Mutter, einen Bleistift spigen!
Bleibst du an mein'm Peitchen sitzen?
Gehst du nicht wo anders hin,
Bis ich eingeschlafen bin, —
Jetzt ein Märchen, bitte, Mutterl.
Däumling oder Aschenputtel.
Bei tausend Bitten, tausend Fragen,
Bei tausend Wünschen, tausend Klagen
Bist du Mutterliebe, Muttergüte
Nie ungeduldig und nie müde.

G. Geißler.

Das Samenorn.

Von Frank Crane.

Uebersetzung von Max Hayer.

Die sieben Weltwunder waren keineswegs die wundervollsten Dinge in der Welt. Die Wunder des Lebens sind am dichtesten unter den uns vertrautesten und alltäglichsten Dingen zu finden. Vielleicht ist das erstaunlichste, verblüffendste, geheimnisvollste Ding im ganzen Weltall ein Samenorn.

Sieh den Apfelbaum! Die ganze Form des Stammes, das Geßel seiner Äste und Zweige, seine Blätter und ihre Adern, seine zarten Blüten und seine Frucht — sie alle waren in einem kleinen, braunen, harten Samenorn beschlossener. Dessen das Korn, und du siehst nichts als eine weiße Hülle. Und doch hat diese Substanz, Kräfte, die so seltsam sind wie die des Geistes. Ja, in ihr ruht ein Plan, der Holz, Blüten und Äpfel in sich begreift.

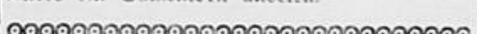
Von meinem Fenster aus höre ich am Morgen den eigentümlichen heiseren Ruf der Söhne. Sie krähen bekanntlich alle die gleiche Melodie. Einmal war diese Melodie im Ei oder doch irgendwie mit ihm verbunden. Also: Dotter und Weiß des Eies vermögen das zu erzeugen, was einen bestimmten Schrei ausstoßen kann.

Nimm zwei Keime. Der Mikroskopist kann kaum einen Unterschied zwischen beiden wahrnehmen. Und dennoch entwickelt sich aus dem einen der Löwe mit dem ganzen vielfachen Organismus von Haaren, Nägeln, Blutgefäßen, Eingeweiden, Nervenzellen, geistigen Anlagen und besonderen Kennzeichen und aus dem andern der Mensch mit seinem Körper, der ebenso umfassend ist wie der des Löwen, und mit seinem Gehirn das Gedanken empfangen und denken, das Phantasien erzeugen kann.

Es erscheint unheimlich, wenn wir eine Sprechmaschine betrachten und beobachten, wie der Ton einer Stimme, eines Klaviers, einer Violine oder die volle Orchestermusik durch eine Nadelspitze hervorgebracht werden. Es erscheint unmöglich, ein Wunder. Und dennoch ist dies nicht so erstaunlich wie die Tatsache, daß ein lebendes Wesen, eine Ente, ein Hund, ein Eichbaum, ein Rosenstrauch den ganzen wunderreichen Organismus in einem Ei oder einem Samenorn vereinigt, aus dem dann ein ganz ähnlicher Organismus hervorgeht. Nicht eine von den Ansichten der Erde ist dem Samenorn vergleichbar. Die Niagarafälle, die Peterstürze in Rom, die Pyramiden in Aegypten, die Gipfel des Himalayas — nichts davon überwältigt den gedankenvollen Geist so sehr wie ein kleines Samenorn.

Das Wunder aller Wunder ist das Leben und das Samenorn ist die wunderbarste Offenbarung des Lebens. Die Wunder der Elektrizität, der Radioaktivität, des Hypnotismus, des Hellschens und der Träume, die Wunder des gestirnten Himmels mit seinen ungeheueren Mäßen und Entfernungen, die chemische Verwandtschaft und die sonderbaren Gefüße der Moleküle, die Wunder der Kunst und der Erfindung — ich kann sie mit dem Wunder des Samenorns nicht vergleichen, das in einer winzigen, kleinen, nicht sehr hoch organisierten Substanz alle physische, moralische und intellektuelle Vergangenheit und Zukunft von Tausenden von Geschöpfen befristet.

Wenn ich ein Heide werden und in der Natur einen Gegenstand suchen sollte, um ihn als Gott zu verehren, etwas, das das unendliche Mysterium des Lebens verkörpert — ich würde ein Samenorn anbeten.



Es ist nicht zu berechnen, welchen Vorteil wir hätten, gewöhnten wir uns bestimmt, eine Stunde des Tages mit inniger Aufmerksamkeit auf unser Herz, unsere Kräfte, Schwächen und Reigungen zu richten. Haben wir nur erst die Kenntnis in unserm Innern, dann ist ein erster, ja beinahe der schwerste Schritt zur Vollkommenheit geschehen.

Zwischen zwei Frauen.

Von Marguerite Comert.

So konnte es nicht weitergehen. Sie verstand nicht, daß er eine andere liebte. Jedesmal, wenn sie kam, legte sie ihren Kopf schmerzerfüllt an seine Schulter und ließ seine schlüchtigen kalten Küsse über sich ergehen.

Eines Tages war seine Geduld erschöpft. Rasend sagte er:

Begreife doch endlich, daß es aus ist. — vorbei —

Erstreckt fragte sie: „Was ist denn geschehen?“

„Es ist nichts anderes geschehen, als daß ich dich eben nicht mehr liebe,“ sagte er brutal. Sie neigte den Kopf.

„Aber ich liebe dich!“

Diese Worte lähmten seinen Zorn. Er begriff, daß sie das lange getuscht haben mußte und sich damit abgefunden hatte — er war nun mal ihre große Liebe . . .

Er versuchte, an ihren Stolz zu appellieren. „Ich liebe eine andere. Ich liebe Marie.“ Sie erwiderte betäubt.

„Erlaube mir nur, daß ich dich jenseitig besuchen darf, ich will auch ganz vernünftig sein. Ich will gut zu Marie sein.“

Er zog die Schultern und empfand eine derartige Unterwürigkeit irgendwie als angenehm, sie schmeichelte ihm. So groß war also ihre Liebe!

Am nächsten Tage frühstückte Marie mit ihnen. Er saß zwischen den beiden Frauen, die ihn liebten, und von denen die eine genau so erstant war, wie die andere bewundernswürdig. Und es ging! Es ging alles so gut, daß er anfang, die ganze Situation recht natürlich zu finden. Fast mehr als natürlich. Angeheut. Er fühlte sich so sicher in dem Verhältnis, als ob das ewig so gehen würde.

Aber eines Winterabends, als er nach Hause kam, war sie fort. Sie wäre mit ihrem Koffer da gewesen, sagte das Mädchen, und sie hätte gesagt, daß nur für zwei gedeckt werden sollte, dann hätte sie sich verabschiedet und ihr ein Geschenk gemacht. Er dachte nach, sie war abgereist — und noch am selben Vormittag hatte sie ihren Kopf an seine Schulter gelehnt und hatte einen schlüchtigen Kuss empfangen.

Sie war fort, hatte es wahrscheinlich nicht länger ertragen können. Eine schlüchtige Zärtlichkeit bemächtigte sich seiner bei diesem Gedanken . . .

Aber Marie, die die Frauen kannte, erklärte ihm mit der Wichtigkeit einer Sachverständigen, während sie sich am Tisch mit den beiden Bedeckten niederließ:

„Daß du das gar nicht verstehst, sie wartete natürlich nur, bis sie einen anderen hatte . . .!“

Im Kampf mit dem Teufelsfisch.

Ein Tauchererlebnis in Meerestiefen.

Von den phantastischen Zeevaarders bis in die Neuzeit verzeichnet die Chronik der Meere Kämpfe mit Ungeheuern der Tiefe. Ein neueres Abenteuer, einzig in seiner Art, erlebte der Berufstaucher Hooft zu Fort Townsend im Staate Washington, als er sich auf dem Meeresboden gegen einen Riesententakel zu wehren hatte. Der Kampf war wie ein gräuliches Amphibien- und dauerte über eine Stunde, bevor es gelang, dem Ungeheuer den Garzen zu machen.

Das seltsame Abenteuer ereignete sich im Frühjahre 1927, und zwar in so tiefem Wasser, daß die Leute, die die Leinen und den Aufschuß des Tauchers beobachteten, nicht eher etwas von dem Kampfe merkten, bis der Taucher das Signal zum Hochziehen gab.

Als er an der Oberfläche anlangte, war sein linkes Bein von einem vier Meter langen Fangarm umwickelt, während ein anderer von zweieinhalb Meter Länge sich bis zu den Achseln um seinen Rumpf wand. Diese Stüde hatte der Taucher dem Meerestentakel während des Kampfes abgehauen!

Das Ungetüm war etwa 2 Meter lang und maß etwa 2 1/2 Meter im Durchmesser, besaß Augen wie kleine Teller und einen harten, hornigen Schnabel von 35 bis 40 Zentimeter Länge, und an der Wurzel etwa 20 Zentimeter dick. Es war einer der größten Oktopusse, die je ein Mensch gesehen. Die Fangarme waren an den dünnen Stellen über 7 Zentimeter dick, und die zahlreichen Saugnapfen maßen 2 1/2 bis 7 Zentimeter im Durchmesser.

Hooft war in 15 Meter tiefem Wasser getaucht, um eine Salmfalle auszubessern. Er hatte eine tragbare elektrische Lampe bei sich, sowie ein eigens für diesen Zweck hergestelltes Werkzeug, das aus einem 2 1/2 Meter langen eichenen Stiel bestand, der in einer Stahlspitze anschlief. Diese war flach wie ein Spaten, 30 Zentimeter lang, jedoch nur etwa 10 Zentimeter breit. Dies ist ein beliebtes Werkzeug der Taucher, die es als Brechstange benutzen, um Balken und Steine loszuarbeiten, oder als Axt, um halbverfaultes Holz fortzubaden. Das Werkzeug war an beiden Seiten und an der Spitze haarig, und diesem Umstande, und der Tatsache, daß er wegen der Kälte des Wassers einen vollständigen Taucheranzug trug, nicht nur einen Helm — diesen beiden glücklichen Umständen verdankte der Taucher sein Leben.

Er hatte das Licht an einen Balken der Salmfalle gehängt und war dabei, ein verrottes Stück Holz zu entfernen. Gerade wollte er die Signalleine ziehen, damit man ihm einen beschwerten Balken heruntergeschide, um den verfaulten zu ersetzen, als er in dem äußeren schwachen Lichtkreis seiner Laterne etwas weißes kommen sah. Es war von unendlicher Form und machte wabbelnde Bewegungen. Er dachte, es wäre der weiße Bauch einer Heilbutte, und griff nach seinem lanzenartigen Werkzeug um den großen Fisch zu erledigen.

Doch wer beschrieb sein Entsetzen, als sich der weiße Fleck in den Kopf und Rumpf eines toten Menschen verwandelte — mit weitgeöffneten stieren Augen, Arme und Hände auf und ab bewegend! Der weiße Fleck, den er zuerst bemerkte, war eine weiße Schwärze, die ganz zerrissen dem Toten von der Schulter hing.

Von Grauen gepackt, griff der Taucher nach der Signalleine. Im gleichen Augenblick aber erschien über dem Toten ein graues, ballonartiges Ungetüm mit zwei stoßen, starrenden Augen, und einem Schnabel, der einem Mon-

strum von Adler glich. Es war ein Teufelsfisch, doch von dreimal größeren Ausmaßen, als er je ein solches Ungeheuer gesehen!

Das Monstrum ging buchstäblich auf vier Fangarmen, zwei lange Arme vor sich herwedelnd. Mit zwei weiteren Armen schloß es unter sich den Leichnam des Mannes, etwa wie ein Laufstern einen Block Eisen trägt.

„Ich schämte mich nicht zu gestehen,“ erzählte der Taucher, „daß ich Angst hatte — eine tiefste Angst. Es graute mir davor, von einem solchen Gespenst fortgeschleppt und verschlungen zu werden.“

Doch schon hatte er seine Ruhe wiedergefunden und war entschlossen, den Oktopus anzugreifen und ihm den Leichnam abzulagern.

Die „Lanze“ war ein wunderbares Werkzeug. Der hölzerne Stiel war im Wasser leicht, im Gegensatz zu der schweren Stahlspitze. Mit der frischgeschliffenen Klinge war sie eben besser als ein Speer oder eine Harpune, denn der Taucher konnte sie sowohl schlendern, als auch zum Hacken gebrauchen.

Bis zu dem Augenblick, da er aus dem Dunkel in den dämmernden Lichtkreis trat, hatte der Oktopus den Taucher wahrscheinlich nicht gesehen. Wahrscheinlich war er das ungewöhnliche Licht, das den Teufelsfisch anlockte, während er mit der Beute auf dem Wege zu seinem Schlupfwinkel war. Das Monstrum kam näher, bis ein ausgebreiteter Arm über dem Kopf des Tauchers wedelte.

Es schien nur 4 Meter entfernt. Andere Taucher hatten ihm geraten, dem Oktopus die Fangarme mit dem Haisfischmesser abzuhacken, falls er je angegriffen würde. Allein er besorgte diesen Rat nicht, sondern stapfte vorwärts, so schnell er es mit den schweren Bleisohlen vermochte und ging dem Monstrum mit seiner „Lanze“ zu Leibe. Er irrte sich jedoch in der Entfernung und traf nur einen der Fangarme, die den Toten trugen, und trennte ihn ab. Der Arm ließ den Leichnam zwar nicht los, doch machte er groteske Bewegungen — ein Zeichen, daß der Oktopus ihn nicht mehr in der Gewalt hatte.

„Bevor ich einen zweiten Streich mit der „Lanze“ führen konnte, sah sich einer der Fangarme auf dem Meeresboden heran und packte mein linkes Bein. Ich wehrte mich mit allen Kräften. Doch obwohl ich fast 200 Pfund wiege und kerngesund bin, war ich doch wie ein Kind, das sich dem Rüssel eines Elefanten widersetzt. Eine Schnecke nach der anderen legte sich um mein Bein und ich wurde so heftig fortgerissen, daß ich es wohl nur dem starken Taucheranzug aus Seetuch und Gummi verdanke, wenn mir das Bein nicht am Knie abgerissen wurde.“

Höher und höher wand sich die Schnecke, bis sie meinen halben Oberkörper umspannte. Dies alles geschah so schnell, daß ich nur einen Schlag gegen den Fangarm führen konnte, ihn jedoch verfehlte. Wie eine Riesenschlange kam nun ein anderer Arm von oben, der meinen rechten Arm oder die „Lanze“ zu packen suchte. Gleichzeitig färbte sich das Wasser intensiver. Der Teufelsfisch gab seine dunkle Verteidigungsflüssigkeit von sich, die selbst meine starke elektrische Lampe nicht zu durchdringen vermochte.

Während ich mit dem Lanzennmesser herumfuhr, traf ich zufällig den Arm, der sich von oben herabsenkte. Die scharfe Schneide trennte ihn ab — wie ein sich ringelnder Schatten fiel der Fangarm zu Boden. Inzwischen hatte ich durch das Arbeiten mit meiner „Lanze“ das Wasser genügend aufgerührt, um die Schwärze zu zerteilen. — auf kaum Armeslänge

starrte ich in die stieren Augen und auf den furchtbaren Schnabel.

Mit einem jähen Stoß stach ich das Ungeheuer mit dem Speeremesser unter dem Schnabel und hob und senkte und drehte den Stiel mit beiden Händen. Wie mit einem Rasiermesser durchgerennt, sanken die oberen zwei Drittel mit der oberen Hälfte des Schnabels und den furchtbaren Augen rückwärts. Dieser glückliche Stoß hatten den Oktopus tatsächlich in zwei Teile geteilt!

Der Kampf war jedoch noch nicht zu Ende. Aus dem Wasser über mir kam ein anderer Fangarm, anscheinend länger als alle übrigen, und noch bevor ich ihm einen Stoß versetzen konnte, wand er sich um meinen linken Arm, während das sich schlängelnde Ende meine Hüfte umspannte.“

So waren denn sein linkes Bein und sein linker Arm fest in der Gewalt des Teufelsfisches, dessen dritter Fangarm als Hebel wirkte. Hätte er nicht zufällig den Taucheranzug getragen, statt wie gewöhnlich nur den Helm, so wäre es um ihn geschehen gewesen, denn die tausend Saugnapfen hätten ihm das Fleisch von den Knochen gerissen. Für den Augenblick aber hatte er sich wenigstens von dem drohenden Arm zur Rechten befreit, und von dem Schnabel vor sich.

Nun sagte er das Lanzennmesser kurz, und es gelang ihm, es unter seinen linken Arm zu stoßen und den Fangarm zu durchtrennen. Dieser umschlang zwar den Arm noch immer, doch konnte der Taucher ihn bewegen und gebrauchen. Auch der abgerennte Fangarm umklammerte noch immer seinen Rumpf, bis ihn seine Kameraden später an Deck lösten.

Nun machte sich der Taucher daran, die Fangarme einen nach dem anderen abzuhacken, doch vernahm er es, den einen zu treffen, der den Leichnam hielt, denn hätte er diesen befreit, so wäre er wahrscheinlich von der Strömung abgetrieben worden. Schon bald hatte er einen weiteren Fangarm abgerennt. Nun griff er den einen an, der sein linkes Bein festhielt. Obgleich dieser Arm den Taucher nicht mehr um so furchtbarer Gewalt zu dem Teufelsfisch riß, umklammerte er doch sein Bein so fest, daß erst seine Kameraden ihn davon befreien konnten.

Schließlich gelang es ihm, sich loszumachen. Ein Fangarm des Polypen blieb im Schlamm auf dem Boden stecken, ein anderer wand sich noch immer um den Rumpf des Tauchers, und ein dritter hielt den Toten umklammert.

Von neuem griff der Taucher das Monstrum an, hatte den noch freien Fangarm ab, dann den im Schlamm stekenden und schließlich den, der den Leichnam festhielt. Den Toten zog er zu der Salmfalle und band ihn zwischen zwei Pfosten fest.

Dann gab er das Signal zum Hochziehen. Als er oben anlangte, legte einer seiner Helfer bereits den Taucheranzug an, um nachzusehen, was dem Taucher in der Tiefe zugestoßen war, da er das Zeichen an der Signalleine nicht beantwortete. Wahrscheinlich war er von dem Kampfe so in Anspruch genommen, daß er es nicht bemerkt hatte, oder er hatte gestaubt; ein Fangarm des Polypen verurteilte das Ziehen.

Alle waren natürlich sprachlos vor Staunen, als er ihnen den Kampf erzählte während sie ihm die Fangarme vom Rumpf, Arm und Bein abriffen, wobei drei Mann alle ihre Kräfte aufwenden mußten. Als die schlammigen Arme an Deck lagen, wanden sie sich noch immer wie Schlangen.

Nachdem er sich ausgeruht, stieg der Taucher eine Stunde später wieder hinab, um den Toten heranzubringen. So, als er ihn näher betrachtete, erkannte er seinen alten Freund Healey, der Koch auf dem Schlepper „Warren“ war. Eine Woche vorher war dieses Fahrzeug in der

Juan de Juca Straße untergegangen. Angehan mit seiner weißen Schürze, hatte er wahrscheinlich gerade in der Küche gearbeitet, als das Schiff mit Mann und Maus versank.

H. Hesse, New York.

Jugend- und Kindebücher.

„Bastelbuch für Väter.“ Von Jug. D. Grisse mann. Franckh'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. (Preis in Ganzleinen Mark 5.20.) Für das Erscheinen dieses Buches werden viele Väter, die Vorliebe für Bastelarbeiten haben, dankbar sein. Und wie werden sich erst die Kinder dieser Väter freuen, wenn ihnen dadurch allerhand Spielzeug, angeregt durch dieses Buch und von den väterlichen Händen geformt, zuteil werden wird. Wer erinnert sich nicht aus seiner Jugend, daß Spielsachen, waren sie noch so primitiv, aber entweder selbst verfertigt oder von der Hand des Vaters oder des älteren Bruders hergestellt, am allerwertvollsten waren! Mit der Aufzählung der Werkzeuge und der notwendigen Materialien des Bastlers beginnt das Buch und enthält alle erforderlichen Anleitungen über die Zubereitung des Materials wie über Anfertigung der Spielsachbaupläne. Dann folgen die hundertfächer größeren und kleineren Säckelchen, Kuberboote, Schleppdampfer, Antschierwagen, Automobile, Eisenbahnen, Straßenbahnen, Aufstelltiere, Puppenüberwagen, Klöppelbaukasten und vieles andere mehr. Für alle Wünsche ist gesorgt. Man erkennt, das Buch stammt von einem liebevollen Bastler. Es kann auf das beste empfohlen werden.

„Leichte Holzarbeit.“ Eine Anleitung zur Selbstherstellung. Von F. Chloßky. Verlag Otto Maier, Ravensburg. Das ist ein ausgezeichnetes Hilfsbuch zum Selbstanfertigen von Holzarbeiten für geschickte, eifrige Jungen, aber auch für Erwachsene, die ihre Ruhestunden durch für Haus und Heim nützliche Bestreben ausfüllen wollen. Der billige Preis (Mk. 2.—) erleichtert seine Anschaffung. Es enthält für Bastler viele wertvolle Winke und Anleitungen.

„Gebrauchsformen aus Pappe und Papier.“ Von F. Chloßky. Verlag Otto Maier, Ravensburg. (Preis Mk. 2.—) Unendlich viel läßt sich aus Pappe und Papier herstellen. Das erfährt man am besten aus diesem Büchlein. Klappen, Kassetten, Dosen, Kästchen. Seine Lektüre wird sicher dazu beitragen, die Handfertigkeit jugendlicher Bastler zu steigern.

„Spielsachen aus wertlosem Material.“ Von L. Brunner. Verlag Otto Maier, Ravensburg. (Preis Mk. 1.50.) Nicht alle Eltern bedenken, daß sich aus alten Zigarrenschachteln, Spulen, Zoffresen, Korben usw., die nutzlos irgendwo im Hause verstaubt sind, vielerlei nützliche Spielsachen herstellen lassen, wenn man den Kindern zuliebe einige Mühe daran verwendet. Diese Abfälle, ein einziges Werkzeug und der gute Wille genügen, um den Kindern aus diesem wertlosen Material manches Spielzeug zu verfertigen und manche Anregung zu geben. Das Büchlein ist ein guter Leitfaden dafür.

„Leben und Maken.“ Ein Beschäftigungsspiel für Kinder. Verlag Otto Maier, Ravensburg. (Preis Mk. 1.—) Mit Hilfe der in dem Büchlein enthaltenen Vorlagen und Bildchen werden die Kinder sich ein Bilderbuch selbst anfertigen können.

„Erstes Ausschneiden für Kinder.“ Von Susanne Schmale. Verlag Otto Maier, Ravensburg. (Preis Mk. 1.50.) Ausschneiden ist für alle Kinder ein großes Vergnügen. Sie werden in den Vorlagen hier einen guten Führer dazu finden. An den beigegehörten Blättern von buntem Papier können sie es auch mit dem freien Ausschneiden versuchen.

„Elektropolis.“ Die Stadt der technischen Wunder. Ein Zukunftsroman. Von Willy Pland. Verlag Levy u. Müller, Stuttgart. (Preis Mk. 3.50, in Ganzleinen Mk. 4.80.) Die reifere Jugend und Erwachsene werden durch die Handlung dieses Romans aufs äußerste gefesselt sein. Er will die großen Möglichkeiten der Entwicklung der Technik und Elektrizität zeigen. Wir werden in die Hauptstadt eines neugegründeten Staates in Australien geführt, wo ehemals nur Wüste war. Geheimnisvolle Kräfte und phantasiereich ausgedachte Maschinen sehen wir an der Arbeit. Der Menschengestalt hat sich in ungeahntem Maße die Erde und ihre Kräfte dienstbar gemacht. Ein utopischer Roman, der nicht nur fesselnd ist, der auch anregend wirkt.

Allerlei.

Kultivierung der Sahara. Nach der Besitzergreifung der Sahara durch die Franzosen und nachdem eine beständige Autoverbindung Zugurt—Zimbabue eingerichtet ist, kommt der Plan nicht gänzlich überraschend, die Sahara zu kultivieren. Man braucht dazu, wie ein französischer Ingenieur ausführt, höchstens 300 Milliarden Goldfranken, was man ja auf ein Jahrhundert verteilen könne, damit auch unsere Urnenkeln noch was zu tun bleibe. Weisentlich aber ist, daß die Sahara ja nur oberflächlich trocken sei. Ist wenn nicht immer, befinden sich zwei oder drei Meter unter der Stelle, wo Mensch und Tier verdursteten, Wasser. Sicher aber kann man an jeder Stelle des Wüstengebietes bei tieferer Bohrung Wasser finden, und die Anschauung, daß weite Strecken der Wüste unterirdische Seen und Flüsse enthalten, ist nicht von der Hand zu weisen. Man könnte nun durch systematische Bohrungen und Schaffung von Wald das Wüstengebiet langsam eintümmern, indem man von Marokko aus und zugleich vom Niger, der südlichen Grenze, die Wasserversorgung organisiert. Jahr für Jahr könnten schmale Streifen der Wüste abgenommen werden, und wenn es auch nicht ein, sondern zwei Jahrhunderte dauern würde, so wäre das Werk das größte aller Zeiten und, da Raum für 100 Millionen Menschen entsteht, das bedeutendste.

Neue Versuche über das Leben nach dem Tode. Die Gelehrten haben allmählich erkannt, daß der Tod eigentlich nur ein scheinbarer Vorgang ist, da das Leben der Gewebe mehrere Tage hindurch doch fort dauert. Ueber neue Versuche mit dem Weiterleben von Geweben nach dem Tode, die von dem argentinischen Gelehrten Roffo angestellt wurden, berichtet J. Costero in den Naturwissenschaften. Es gibt in den Zellen nicht nur noch Lebensanhörungen kurze Zeit nach dem Tode des Individuums, sondern die Zellen behalten auch bei richtiger Behandlung noch ihr Wachstumsvermögen. Bei den neuen Versuchen wurden Haut, Herz und Milz von Hühnerembryonen verschiedenen Alters verwendet. Die Organstücke wurden sofort der Leiche selbst entnommen und in verschiedenen Temperaturen zwischen Null und 20 Grad gehalten. Bei jedem Versuch wurden Vergleichszüchtungen mit eben getöteten Organismen gemacht. Diese Organe, die bis zu 14 Tagen bei niedriger Temperatur aufbewahrt wurden, zeigten Anzeichen vollständiger Lebenskraft; die Pulsbewegungen des Herzwebes konnten noch sieben Tage nach dem Tode beobachtet werden.

Vom Baum zum Streichholz in einer Stunde. Ein Amerikaner Samuel G. Rabe hat eine neue Maschine erfunden, die instaunde ist, aus einem Baumstämme innerhalb einer Stunde die entsprechende Anzahl von Streichhölzern, bereits in Schachteln verpackt, herzustellen. Die

Maschine schneidet das Holz in viereckige Hölzchen, die auf zwei Seiten eine Kellamettenschrift haben, packt sie in Schachteln mit gedruckter Aufschrift und legt sie in große Kisten, die dann zur Verschickung fertig sind. Das alles in einer Stunde. Die neue Maschine soll in einer Schicht 24 Millionen Streichhölzer herstellen. Eine andere Maschine, die jetzt in amerikanischen Streichholzfabriken verwendet wird, stellt an einem Tage eine Million Schachteln her, von denen jede 20 Streichhölzer enthält.

Weiteres.

Der Sockelträger.

Schillers „Räuber“ im Stadttheater zu Schönebeck an der Elbe.

Ein prominenter Gast spielt den Karl Mohr.

Er erzählt vor der Vorstellung dem Darsteller des alten Mohr, daß diesem an seiner Heimatbühne einmal ein unangenehmer Schnitzer unterlaufen sei. Der alte Mohr hat die Worte zu sprechen: „Ich kratzte am Sockel meines Sarges.“ Er versprach sich jedoch und sagte: „Ich kratzte am Sarge meines Sockels.“ Vor diesem „Sprachfehler“ soll er sich, der alte Mohr, ja hüten.

Was geschieht? Als Karl Mohr bei der Erzählung des Alten vor Schmerzen sich windet, ertönt es aus dessen Munde: „Ich kratzte am... Sockel meines Sarges.“

Karl Mohr soll sich bei diesen Worten nicht mehr nur vor Schmerzen gewunden haben!

Der Darsteller des alten Mohr aber hieß von jetzt an nur der Sockelträger.

Prälat und Fuhrknecht. Auf einer Landstraße wurde die Karosse eines Bischofs durch einen Karren aufgehalten. Der bischöfliche Kutischer schimpfte heftig und drohte, es half alles nichts. Endlich steckte der Prälat seinen Kopf zum Fenster hinaus und sah in das dreiste Gesicht eines herkulischen Karrenführers. „Mein Lieber,“ redete er ihn an, „wohlgemährt siehst du aus, aber nicht wohlherzogen.“ „Hochwürden,“ erwiderte der Karrenführer, „das ist doch kein Wunder. Für unser leibliches Wohl sorgen wir selbst, für unser geistiges Sie.“

Weltfremd. Frau Professor kam erst spät abends nach Hause. Es herrschte tiefe Stille. Ihr Mann sah über die Bücher gebeugt, und von den Kindern war nichts mehr zu vernahmen. Auf ihre Frage erklärte ihr der Gatte, daß er die Kinder, da sie ihm zu viel Lärm gemacht hatten, eigenhändig zu Bett gebracht habe. „Hoffentlich haben sie dir dabei nicht zu viel Arbeit gemacht, Schatz?“ „Es ging,“ meinte er, „eigentlich waren sie ganz vernünftig, bis auf den einen, den ich auf das Sofa gelegt habe. Der wollte sich durchaus nicht ausziehen lassen.“ Frau Professor wendet sich zum Sofa. „Um Gottes willen, Mann, das ist ja der kleine Thomas von nebenan!“

Zwangslage. Richter: „Der Jenge hat Ihnen eine Violine zur Aufbewahrung gegeben. Wie kamen Sie dazu, sie zu verkaufen?“ Angeklagter: „Meine beiden Töchter singen bereits an, auf dem Instrument zu spielen!“

Vergleich. „Sie sind wie ein Baum“, sagte Berta zu Heinz. — „So stark?“ — „Nein. So ungehobelt.“

Der Prozeß. „Nun, Herr Schlichter, wie ist ihr Prozeß ausgefallen?“ — „Die gerichtliche Sache hat gesiegt!“ — „Sie könnten doch aber Berufung einlegen?“